

Dokumentation

Gerty-Spies-Literaturpreisverleihung
am 29. September 2011

an **Christoph Hein**



Impressum:

Herausgeberin:

Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz
Am Kronberger Hof 6
55116 Mainz



Verantwortlich:

Dr. Dieter Schiffmann

Redaktion:

Marianne Rohde

Grafik, Layout:

Birgit Elm

Fotos:

Klaus Benz (Titel, S. 28 u. 29), Eva-Monika Borowietz (S. 30),
Catharina Hess (S. 1 u. S. 55)

Druck:

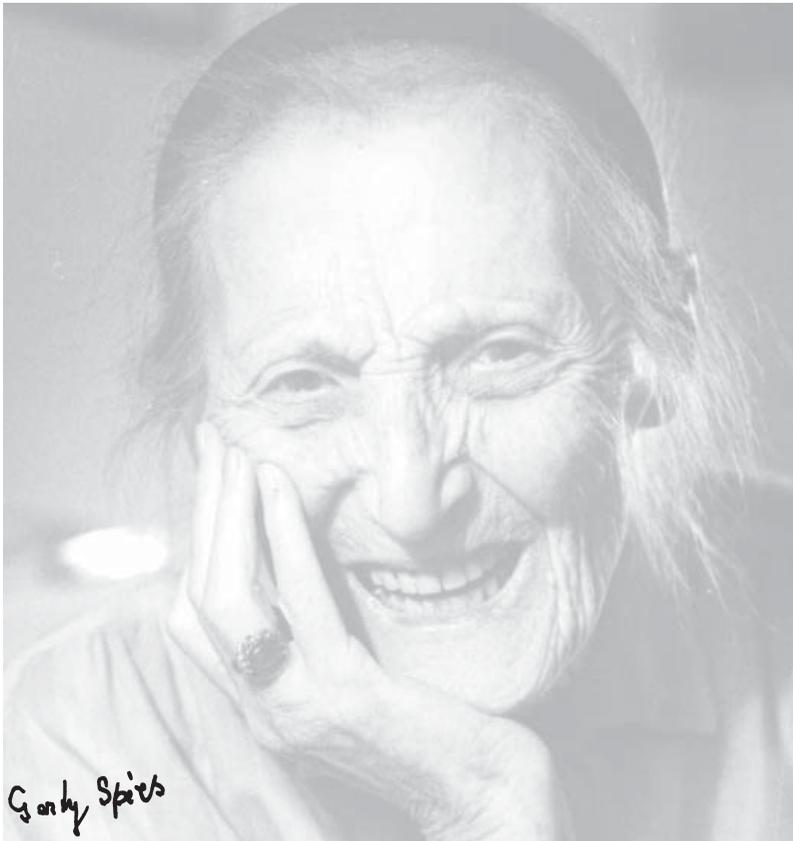
Druckerei Manfred Henn GmbH
55120 Mainz

Mainz 2012

Dokumentation

Gerty-Spies-Literaturpreisverleihung
am 29. September 2011

an Christoph Hein



Inhaltsangabe

Begrüßung <i>Dr. Dieter Schiffmann</i>	4
Grußwort <i>Vera Reiß</i>	7
Laudatio <i>Prof. Dr. Martin Lüdke</i>	10
Dank <i>Christoph Hein</i>	23
Impressionen	28

Begrüßung

Dr. Dieter Schiffmann

Direktor der Landeszentrale für politische Bildung
Rheinland-Pfalz



Im Namen der Landeszentrale für politische Bildung begrüße ich Sie alle heute Abend zur Verleihung des Gerty-Spies-Preises sehr herzlich. Sie geben damit nicht nur uns die Ehre Ihres so zahlreichen Besuches, sondern insbesondere auch unserem Gast und diesjährigen Preisträger. Damit bestätigen Sie natürlich auch indirekt die Entscheidung der Jury des Gerty-Spies-Preises.

Als erstes begrüße ich deshalb ganz herzlich den diesjährigen Preisträger, Christoph Hein, mit seiner Frau. Wir freuen uns sehr, dass Sie heute nach Mainz gekommen sind, um diesen Preis in Empfang zu nehmen. Auch wenn die Veranstaltung heute Abend unter „Preisverleihung“ läuft, können Sie versichert sein: Sie müssen ihn nicht nach Ablauf der Leihfrist im nächsten Jahr wieder zurückgeben. Er steht Ihnen auf Dauer zu.

Als Vertreterin von Ministerin Doris Ahnen begrüße ich Frau Staatssekretärin Vera Reiß, die uns auch schon bei der Preisverleihung 2009 an Juli Zeh die Ehre gab.

Die anwesenden Vertreter des Südwestrundfunks darf ich nicht nur herzlich willkommen heißen, sondern ihnen bei dieser Gelegenheit ausdrücklich dafür danken, dass wir heute wieder im Foyer des Landesenders zu Gast sein dürfen und dass die SWR-Mitarbeiterinnen und –mitarbeiter den Ansturm so souverän bewältigt haben.

Die kulturpolitische Seite der Landespolitik ist heute Abend kollektiv entschuldigt, weil der Ausschuss für Wissenschaft, Weiterbildung und Kultur sich gegenwärtig bei einer Auslandsreise in Estland und Finnland Anregungen holt.

Zu verantworten hat diese heutige Preisverleihung natürlich wiederum die Jury des Gerty-Preises. Ich begrüße ganz herzlich den für die Literatur in unserem Land zuständigen Referenten des Kulturministeriums Michael Au und seinen Vorgänger Dr. Sigfrid Gauch, meinen Vorgänger und Mitbegründer dieses Preises Hans-Georg Meyer und Prof. Dr. Martin Lüdke, der in bewährter Form auch diese Preisverleihung moderieren und die Laudatio auf Christoph Hein halten wird.

„Mit dem Gerty-Spies-Preis sollen literarische Arbeiten zu gesellschaftspolitischen Themen gefördert werden.“ So steht es in der Satzung und so stellt es sich jedes Mal der Jury bei ihren Überlegungen als Herausforderung dar.

In seiner Entstehungszeit war dieser Preis vielleicht ein Stück anachronistisch. Die Befassung mit gesellschaftspolitischen Themen, der engagierte kritische Blick auf Geschichte und politische und gesellschaftliche Gegenwart und vor allem der engagierte, parteiübergreifende und dabei literarische Standards wahrende Blick waren nicht gerade marktgängig. Mit der Stiftung des Preises und vor allem mit der programmatischen Benennung nach Gerty Spies, der jüdischen Autorin aus Trier, sollte bewusst ein Gegenakzent gesetzt werden. Gerade weil Gerty Spies ja ihre Auseinandersetzung und Aufarbeitung von Deportation und KZ-Haft vorwiegend in ihrer Lyrik leistete, war aber auch klar, dass es nicht um die Auszeichnung von platter Kampfprosa gehen sollte.

Nach Preisträgern und Preisträgerinnen wie Peter Härtling, Katja Lange-Müller und Juli Zeh, die sich überwiegend des Mittels der literarischen Fiktion für ihre Auseinandersetzung mit deutscher Geschichte und Gegenwart bedienen, haben wir im letzten Jahr mit Günter Wallraff einen Preisträger ausgezeichnet, der für Position beziehende politische Literatur, für „Non Fiction“, für Sachliteratur, steht.

Christoph Hein deckt demgegenüber viele literarische Felder ab: Theaterautor und Dramaturg, Prosaschreiber, Essayist und Lyriker mit musikalischen Neigungen, von denen wir uns heute Abend und auch später noch einmal in den Vertonungen von Hans-Eckardt Wenzel, den

ich ebenfalls ganz herzlich willkommen heiße, überzeugen können. Was macht eine Diktatur wie die SED-Diktatur mit Menschen, die - nach meinem Eindruck - in den Werken von Christoph Hein auf Grund ihrer Einstellungen und Werte oft unbewusst und unfreiwillig in einen Gegensatz zu den Zumutungen des Systems geraten und bei denen dann die Koordinaten ihres bisherigen Lebens, Denkens, Fühlens und Handelns ins Wanken geraten. Nüchtern und dabei sehr subtil spiegelt sich im Schicksal der Haupt- und Nebenfiguren Christoph Heins das wahre Gesicht einer Diktatur, die als solche kaum benannt wird. Menschen, von denen einige versuchen, sich - nicht immer erfolgreich - anzupassen, während andere resignieren und verzweifeln. Aber auch in den nach 1989 geschaffenen Werken, die den großen Umbruch in seinen Wirkungen im kleinen, alltäglichen Leben zum Gegenstand haben, wird die große Geschichte nur indirekt fassbar. Überraschend dann in „In seiner frühen Kindheit ein Garten“ die ja durchaus parteiergreifende Auseinandersetzung mit einem immer noch hochbrisanten Thema bundesdeutscher Geschichte, der 3. Generation der RAF, wo angesichts einer Mauer des Verschweigens und Verdrängens durch den Apparat des demokratischen Staats ein ehemals treuer „Staatsdiener“ und seine Frau bei ihrem Kampf gegen die Windmühlen verzweifeln.

Daneben steht dann mit „Landnahme“ ein ganz eigenartiger Gang durch die Nachkriegsgeschichte und die Geschichte der DDR, deren sich durch die Wirrungen und Wendungen und schlawinernder Hauptprotagonist eigentlich nie selbst auftritt, dessen Leben sich wie das der ganzen Gesellschaft in den mit großem Einfühlungsvermögen beschriebenen Personen spiegelt, die irgendwann seinen Weg gekreuzt haben. Faszinierend für mich z.B. die scheinbare Beilufigkeit des Kapitels über den 17. Juni 1953 in der tiefen DDR-Provinz.

Genug mit diesen sehr subjektiven Wertungen. Professor Martin Lüdke ist als Laudator viel berufener, unseren diesjährigen Preisträger zu würdigen. Der Gerty-Spies-Preis für Literatur 2011 hat einen wirklich würdigen Preisträger.

Grußwort

Vera Reiß

Staatssekretärin im Ministerium für Bildung,
Wissenschaft, Weiterbildung und Kultur



Ilse Aichinger hat vor langer Zeit mal geschrieben: „Man überlebt nicht alles, was man überlebt.“ Die Vermutung liegt nahe, dass dieser Satz auch für Gerty Spies gilt, die Theresienstadt-Überlebende. Gleichwohl ist es nicht an uns, über das zu spekulieren, was sie nicht überlebt hat.

An uns ist es, dankbar dafür zu sein, dass sie überlebt hat. An uns ist es, dankbar dafür zu sein, dass sie uns Gedichte, Erzählungen und einen Roman geschenkt hat, die das Grauen beim Namen nennen und dennoch das Leben feiern. Die uns lehren, wachsam zu sein. Wachsam überall dort zu sein, wo Menschenrechte infrage gestellt werden. Wachsam überall dort zu sein, wo die Muttersprache zwischen Menschen die Gewalt ist. Eine Sprache, die anfänglich ja oft sehr leise gesprochen wird.

Gerty Spies hat all das und unendlich mehr erfahren. Und sie hat über dies geschrieben und gesprochen. Mahnend, anklagend – aber ohne Hass, ohne Rache. In ihrem Anfang der fünfziger Jahre geschriebenen, aber erst 1997 veröffentlichten Roman „Bittere Jugend“ lässt sie ihr Alter Ego sagen:

„Ich kann das Land nicht hassen, wo ich so viel geliebt, gelacht, gebetet habe. Ich kann auch das Volk nicht hassen – trotz allem.“
Sätze so voller Größe und Würde, dass der Atem stockt.

Diese so eindrucksvolle Frau, die am 13. Januar 1897 in Trier in eine seit vielen Jahrhunderten in Deutschland ansässige jüdische Familie hineingeboren wurde, überlebt drei Jahre in Theresienstadt, weil sie im KZ zur Dichterin wird. So jedenfalls erzählt sie es uns.

Anders als ihre in die USA emigrierte Tochter bleibt Gerty Spies nach Kriegsende in Deutschland. Eine Schriftstellerin, die auf vielfältige Weise die Erinnerung an das Grauen wach hält und die dabei die Hände zur Versöhnung ausstreckt.

Wir dürfen stolz darauf sein, dass unsere Landeszentrale für politische Bildung das geistige Erbe dieser bemerkenswerten Frau so aufmerksam verwaltet. Ich danke der Landeszentrale dafür von Herzen, insbesondere dem Initiator des Preises und langjährigen Leiter der Landeszentrale, Hans-Georg Meyer.

Dieser Preis ist wichtig. Er findet Beachtung über unsere Landesgrenzen hinaus. Mit ihm an Gerty Spies zu erinnern, war eine wunderbare Eingebung all derer, die vor nunmehr 15 Jahren an der Auslobung beteiligt waren.

Der Gerty-Spies-Preis würdigt Autorinnen und Autoren, die sich im Sinne der Namensgeberin mit gesellschaftspolitischen Fragen und Entwicklungen beschäftigen. Autorinnen und Autoren, die den Finger in die Wunde legen, die aufschreien, wenn Unrecht passiert, die uns vor Augen führen, was falsch läuft.

Ein Preis, dessen Vergabekriterien wie zugeschnitten sind auf den großen Schriftsteller Christoph Hein. Einen Mann, dessen Werk fraglos zu den bedeutendsten der vergangenen drei Jahrzehnte in deutscher Sprache gehört. Herr Professor Dr. Lüdke ist berufener als ich, Christoph Heins Schaffen zu würdigen. Ich möchte nur Folgendes sagen. Ich freue mich, dass es Autorinnen und Autoren wie Christoph Hein gibt, deren Denken und Empfinden nicht nur bis zum eigenen Bauchnabel reicht, sondern die genau hinschauen, wie Menschen in diesem Land leben. Und ich bin froh, dass solche Autorinnen und Autoren auch gelesen werden.

Christoph Hein mit dem Gerty-Spies-Preis 2011 auszuzeichnen, ist eine kluge Entscheidung der Landeszentrale für politische Bildung und der von ihr eingesetzten Jury. Mit ihr wird ein herausragender Chronist

unserer Zeit geehrt. Einer, der unsere Gesellschaft seziert und der dies in einer ganz eigenen, unverwechselbaren Sprache macht. Mit ihr wird aber auch ein bedeutender politischer Publizist und engagierter Bürger gewürdigt. Ein Citoyen, der sich der großen Tradition der Aufklärung verpflichtet weiß.

„Man kann nicht schreiben und sich bedeckt halten. Ohne Rückgrat ist Schreiben nicht möglich“, hat Christoph Hein mal gesagt. Er hat Rückgrat. Als Literat und als jemand, der sich einmischt.

Ich gratuliere Ihnen, lieber Herr Hein, ganz herzlich zum Gerty-Spies-Preis – persönlich, aber auch im Namen von Herrn Ministerpräsidenten Kurt Beck und Frau Ministerin Doris Ahnen. Ich bin mir sicher, Gerty Spies würde diesem Preisträger kräftig applaudieren.

Prof. Dr. Martin Lüdke

Literaturwissenschaftler und Literaturkritiker,
ehemaliger Leiter der SWR-Sendung „Literatur im Foyer“



Bumm, bumm, bumm, der Revisionismus geht um

„Das Wiedersehen“ heißt eine sehr kurze, dafür noch immer aufschlussreiche Keuner-Geschichte von Bertolt Brecht. „Ein Mann, der Herrn K. lange nicht gesehen hatte, begrüßte ihn mit den Worten: ‚Sie haben sich gar nicht verändert.‘ ‚Oh‘, sagte Herr K. und erlebte.“

1

Christoph Heins Novelle „Der fremde Freund“ erschien 1982 in der DDR und löste, gleich nach Erscheinen, ähnlich wie zuvor „Nachdenken über Christa T.“ von Christa Wolf und „Die unvollendete Geschichte“ von Volker Braun heftige Reaktionen in dem Arbeiter- und Bauernstaat aus. Die Leser spürten, dass hier ungeschminkt ihr Lebensgefühl beschrieben wurde. Ein Syndrom aus (subjektiver) Resignation, (objektiver) Aussichtslosigkeit, gebunden an eine trostlose Gefühlskälte. Damit etwas, das seit dem frühen Marx Entfremdung heißt, aber im „Real Existierenden Sozialismus“ nicht existieren durfte. „Der fremde Freund“ wurde zu einem jener Bücher, in dem das tatsächliche Selbstverständnis der DDR-Bürger zum Ausdruck kam. In diesen Büchern wurde die Legitimationsideologie des Realen Sozialismus in Frage gestellt. Gerade im alltäglichen Leben zeigte sich die Differenz zwischen Anspruch und Realität. Gerade weil von Politik keine Rede war, wurden diese Bücher politisch so brisant.

Aber auch die westlichen Leser erkannten sich in dieser Geschichte einer nicht mehr ganz jungen Ärztin, die bei uns 1982 unter dem Titel „Drachenblut“ erschienen ist. Der Titel meint jene Schutzhaut,

die gegen alles wappnet, also Unverletzlichkeit garantiert, und doch zugleich jedes wahre Leben verhindert. Hein beschrieb psychische Deformationen, die sich tatsächlich in beiden gesellschaftlichen Systemen nicht wesentlich voneinander unterschieden haben (und unterdessen zu einem großen Thema der Sozialwissenschaften geworden sind).

Der Roman endet mit der lapidaren Feststellung: „Es geht mir gut. Heute rief Mutter an und ich versprach, bald vorbeizukommen. Mir geht es glänzend, sagte ich ihr. (...)“

Was mir Spaß macht, kann ich mir leisten. Ich bin gesund. Alles was ich erreichen konnte, habe ich erreicht. Ich wüsste nichts, was mir fehlt. Ich habe es geschafft. Mir geht es gut.“

Hier hatte, unübersehbar, einer am Ventil gedreht und die Luft herausgelassen. Die hochfliegenden Ziele des sozialistischen Aufbaus, all die kühnen Vorstellungen einer gesellschaftlichen Utopie waren zu einer dürftigen Bescheidenheit zusammengeschrumpft, die in der Nischen-Kultur ihren Ausdruck und der Datscha ihre Heimstatt fand.

Der neue Mensch wurde kenntlich als der gefühllose Kleinbürger, der einst schon den Nazis zur Macht verholfen hatte und sich nun in der neuen Diktatur seine neuen Nischen suchte.

Das Buch wurde im Osten wie im Westen zu einem großen Erfolg.

2

Im September 1987 erklärte Christoph Hein in seiner Rede vor dem X. Schriftstellerkongress der DDR den versammelten SED-Größen: „Die Zensur ist überlebt, nutzlos, paradox, menschen- und volksfeindlich, ungesetzlich und strafbar.“

3

Als Christoph Hein im Sommer 1989 gebeten wurde, ein Bild für das ZEIT-Museum der 100 Bilder zu benennen, entschied er sich nach anfänglichem Zögern für ein Gemälde der beiden in Amerika lebenden Russen Komar und Melamid aus dem Jahre 1981/82. „I Saw Stalin Once When I Was A Child“. Es sei „das Bild eines Mannes“, sagte Hein, „der die Hoffnungen unseres Jahrhunderts prägte und seine Verbrechen, einen grenzenlos scheinenden Aufbruch und ein mörderisches Ende

und verzweifelt Erwachen. Ein Mann, der wohl wie keine andere Person für unsere Zeit stehen kann.“ Die Deutung, die Hein diesem Bild mitgibt, ein „Vater der Nation“, ein „gütiges Väterchen“ lächelt das Kind und damit auch die Betrachter des Bildes an, das alte Auto unterstreicht sogar die „herzliche Wärme“, diese Deutung scheint mir nur aus der historischen Situation verständlich. Denn Stalin, der auf der Rückbank des Autos sitzt, hat den Vorhang der Heckscheibe ein Stück zur Seite gezogen. Er blickt mit einem Auge, das andere ist durch den Vorhang noch halb verdeckt, nach hinten, den Mund fest verschlossen, tiefe Falten über den Mundwinkeln deuten auf Strenge, Argwohn und, fürchte ich, sogar auf Unerbittlichkeit. Für Hein kollidiert hier zwar nur die Erinnerung an den freundlichen Übervater mit dem späteren Wissen um den Terror, den Stalin zu verantworten hatte. Tatsächlich geht die Differenz noch weiter. Denn gleich, wie man das Bild deutet, in der Tradition des „Väterchen Stalin“-Mythos oder in der nicht nur westlichen Sichtweise als das Bild eines Tyrannen: entscheidend scheint mir die schlichte Tatsache, dass sich mit dem jeweiligen Bezugsrahmen bereits die Wahrnehmung verändert. Außerdem dürfte es heute kaum noch möglich sein, Stalins Charakterisierung mit der Feststellung zu beginnen, dass er die Hoffnungen unseres Jahrhunderts geprägt habe und erst danach seine Verbrechen zu benennen.

Zwei Jahre später, 1991, greift der (ostdeutsche) Übersetzer und Publizist Eckhard Thiele in dem Christoph Hein gewidmeten Heft von Text + Kritik (Nr. 111) den Autor scharf an. Hein habe, noch am 12. Dezember 1990, eine „Fortsetzung der Entmündigung“ seiner ostdeutschen Landsleute wenn nicht für „wünschenswert“, dann doch für „bedenkenswert“ gehalten. Hein habe damals nämlich gesagt: „Ich hoffe, daß die Wahl nicht entschieden wird mit der sogenannten deutschen Frage. Das wäre eine Katastrophe. Das wäre die Wahl zwischen dem Hertie-Schaufenster und unserem Konsumladen – und wie diese Entscheidung ausfiele, ist klar. Die DDR-Bevölkerung muss erst noch den Kapitalismus kennenlernen, um zu wissen, was sie da erwartet.“

Hier zeigt sich wieder einmal der Erklärungswert einer Einsicht, die der (analytische) Geschichtsphilosoph Arthur C. Danto auf die

griffige Formel gebracht hat: Wenn die Zukunft offen sei, woran schließlich niemand zweifle, dann könne auch die Vergangenheit nicht verschlossen sein. Das heißt, um daraus die Folgerung zu ziehen: Wir müssen stets in beide Richtungen denken, zurück in die Vergangenheit wie nach vorn, in die Zukunft.

Das heißt: Herr Keuner verändert sich eben nicht nur jeden neuen Tag auf Neue. Auch der Keuner, der er einmal war, wird mit jedem weiteren Tag, der vergangen ist, ein anderer.

Anders gesagt: In den Geschichten Christoph Heins sind Augenblicke unserer Geschichte aufgehoben, die wir – ohne Kenntnis ihrer Bilder – weder begreifen noch rekonstruieren können.

4

Ein Mann, der Herrn H. seit dem 4. November 1989 nicht mehr gesehen hatte, begrüßte ihn zwei, drei Jahre später mit den Worten: ‚Sie haben sich aber verändert.‘ ‚Oh‘, sagte Herr H. und erbleichte.

Hein galt zu Recht, couragiert wie nur wenige seiner Kollegen in der DDR, wenn nicht als Dissident, doch zumindest als kritischer Zeitgenosse. Dafür wurde er, im Osten, bewundert, verehrt und massenhaft gelesen. Und im Westen regelrecht gefeiert, vor der Wende. In dem 1990 bei Luchterhand veröffentlichten „Reden und Aufsätzen“ heißt es im Begleittext treffend:

«Beharrlich und nachhaltig hat Christoph Hein mit seinem Werk und mit seinem öffentlichen Wirken jeden Prozeß befördert, der im Herbst 1989 zu der kaum noch erwarteten ‚Umgestaltung‘ geführt hat. Mit Romanen und Stücken wie „Horns Ende“, „Der Tangospieler“ und die „Ritter der Tafelrunde“ wurde er zum schärfsten öffentlichen Kritiker des Stalinismus in seinem Land.»

Der Roman „Horns Ende“ (1985) spielt in den fünfziger Jahren, „Der Tangospieler“ (1989) in den späten Sechzigern. Es geht in beiden Büchern um jeweils zwei Historiker, die sich nicht geschmeidig genug der rasch wechselnden Parteilinie anpassen. Ein Dr. Roessler etwa hält die West-Nachrichten über den Einmarsch des Warschauer Pakts in

Prag für eine Erfindung der westlichen Propaganda und kommt deshalb ebenso wie sein Kollege Dallow, der zur falschen Zeit ein falsches Lied für seine Studenten spielte, wie es damals verharmlosend genannt wurde, „in Schwierigkeiten“.

5

Fünfundvierzig Jahre hat Hein in Ostdeutschland gelebt, davon vierzig in der DDR. Die dadurch erfahrene Prägung lässt sich nicht so ohne weiteres abschütteln. Und nur deshalb, weil die DDR ein Unrechtsregime war, ist die Kritik, die im Osten am westlichen Kapitalismus geübt wurde, noch keineswegs falsch. Der Zeitpunkt, solche Kritik anzubringen, war allerdings direkt nach der Wende keineswegs günstig. (Aussagen, mit denen Sahra Wagenknecht jetzt im bundesdeutschen Fernsehen eine zweite Karriere als Talkshow-Star macht, verhalten ihr vor der Bankenkrise noch zu dem Prädikat „Betonkopf“.) Die Mechanismen, nach denen unsere „Öffentlichkeit“ funktioniert, erschienen den prominenten DDR-Autoren vertraut. Hatten sie doch, als Dissidenten, einen privilegierten Zugang zu fast allen Medien. Das alles galt plötzlich nicht mehr. Christa Wolf wurde von Reich-Ranicki vehement angegriffen. Auch Christoph Hein bekam sein Fett ab.

Seine ersten Bücher nach der Wende dokumentieren diesen auch schwierigen Adaptionsprozess („Das Napoleonspiel“, 1993; „Willenbrock“, 2000).

Hein konnte und wollte sich nicht abfinden mit Verhältnissen, die wahrlich weit entfernt waren von der „besten aller Welten“. In dem Gedicht „Das Eigentum“ beschreibt Volker Braun diese Empfindungen: „Da bin ich noch: mein Land geht in den Westen. (...) / Was ich niemals besaß wird mir entrissen. / Was ich nicht lebte, werd ich ewig missen. / Die Hoffnung lag im Weg wie eine Falle. / Mein Eigentum, jetzt habt ihrs auf der Kralle. / Wann sag ich wieder mein und meine alle.“

Spätestens 2005 jedoch war, nach Christa Wolf („Leibhaftig“, 2002), nun auch Christoph Hein endgültig (und leibhaftig) in der Bundesrepublik Deutschland angekommen, und zwar genau dort, wo einst, etwas

verächtlich, von unserer FDGO, der freiheitlich-demokratischen Grundordnung gesprochen wurde, einem ersichtlich mangelhaften politisch-rechtlichen System, für das sich aber bis heute noch keine Alternative gefunden hat. Dieser Befund lässt sich Heins Roman ablese-
nen „In seiner frühen Kindheit ein Garten“.

Nur geht der Roman in dem Befund nicht auf. Hein selbst möchte das Buch, gewiss auch augenzwinkernd, aber zu Recht, als Liebesgeschichte gelesen haben. Wie zuvor in „Landnahme“ (2004) wird auch in dem neuen Roman die soziale und politische Problematik aus den individuellen Reaktionen der Figuren heraus entwickelt. Das mag man für antiquiert halten, doch schärft es den Blick auf die Verhältnisse.

Der Roman greift einen bekannten und brisanten Fall auf. Am späten Nachmittag des 27. Juni 1993, einem Sonntag, melden die Nachrichtenagenturen, dass bei einem Schusswechsel am Schweriner See, auf dem Gelände des Bahnhofs von Bad Kleinen, die beiden Mitglieder der RAF, Birgit Hogefeld und Wolfgang Grams festgenommen worden sind. Grams habe dabei lebensgefährliche Verletzungen erlitten. Ein Beamter der GSG 9 sei bei dieser Aktion ums Leben gekommen.

Ein Informationsdesaster. Eine Nachrichtensperre wurde verhängt. Videoaufnahmen, die es gab, verschwanden spurlos. Beweise wurden vernichtet. Eine widersprüchliche Darstellung ersetzte die andere. Unbegreifliches Durcheinander. Die Konsequenz: Der damalige Bundesinnenminister trat zurück. Der Generalbundesanwalt wurde entlassen, Beamte zur Rechenschaft gezogen. Aber: was wirklich geschah, bleibt bis heute im Dunkeln. Klar nur: dass einiges nicht mit rechten Dingen zugegangen ist.

Hein entnimmt den juristisch umstrittenen Sachverhalt faktengetreu den vorliegenden Akten, rückt ihn aber – sein Kunstgriff – in einen neuen, durch und durch fiktiven Zusammenhang. Der Stoff, den der Fall Grams bietet, dient ihm auf diese Weise als Ausgangspunkt und Motor einer ganz anderen Geschichte.

Dr. Richard Zurek, der ein beruflich erfolgreiches Leben als Gymnasialdirektor hinter sich hat, sicher ein guter Lehrer, wohl auch ein guter Vater war, wird von den Umständen, unter denen sein Sohn Oliver ums Leben kam, zunehmend irritiert. Damit beginnt zögerlich, fast stockend eine Entwicklung, die am Ende Kohlhaas'sche Züge annimmt. Die Grundsätze, ja die ganze Lebensauffassung des alten Herrn werden mehr und mehr in Frage gestellt. Der Titel „In seiner frühen Kindheit ein Garten“ verweist nicht nur auf den utopischen Überschuss, den jede Kindheit produziert, sondern auch auf das idyllische Selbstbild der Familie, das nach dem gewaltsamen Tod des Sohnes zerbricht. Zur Trauer kommt die Enttäuschung. Der Direktor beginnt, gestützt von einer Moralität, die noch aus dem 19. Jahrhundert stammt, seinen Kampf um Gerechtigkeit – für seinen Sohn. Hein versteht es, plakative Zuschreibungen zu vermeiden, Zwischentöne und Ambivalenzen herauszustellen. Der alte Mann weiß auch um das Unrecht, das allen Überlebenden anhaftet. Der theologische Horizont, vor dem sich solche Fragen stellen, wird sichtbar. Zurek fühlt sich verpflichtet, seinen Sohn vor ungerechtfertigten Schuldzuweisungen zu schützen. Aus dem gleichen Grund, aus dem er, keineswegs blind und doch etwas zu arglos, dem Staat vertraut hatte, kämpft er jetzt, mit rechtlichen Mitteln, gegen diesen Staat, um Aufklärung. Die Entwicklung, die der alte Direktor dadurch nimmt, verändert sein Weltbild, und damit sein ganzes Leben. Auf diese Weise geht es plötzlich nicht mehr um richtige oder falsche Tatsachenbehauptungen, nicht einmal um den Politskandal, der damals die Bundesrepublik erschütterte, sondern wieder um die Grundlagen unserer Rechtsordnung: Recht und Gerechtigkeit.

6

Ein großer Wurf, ein Lebens-Entwurf. Mit langem epischen Atem erzählt, weit ausgreifend, doch immer eng an der Figur, um die es geht: die Malerin Paula Trousseau, eine auffallend schöne Frau, die aber etwas will, nämlich: malen. Dieser Roman „Frau Paula Trousseau“, 2007, erscheint mir als die Summe des Werkes von Hein bis zu diesem Zeitpunkt.

Eine Künstlerbiographie, in deren Zentrum ein einziges, (fast nur) weißes Bild steht. Die Geschichte wird von der Protagonistin selbst erzählt.

Die fortlaufende Gegenwart direkt, in Ich-Form, die Rückblenden in die Kindheit und frühe Jugend berichten von „ihr“, „Paula“, dem Kind. Auf diese Weise verschränken sich nicht nur erzählte Gegenwart und ihre Vorgeschichte, sondern auch Entwicklungs- und Künstlerroman. Der weitaus größte Teil des Buches spielt in der ehemaligen DDR, in den siebziger und achtziger Jahren, bis über die Zeit der Wende hinweg. Aber alle Politik scheint allenfalls im Hintergrund auf. Paula interessiert sich nicht dafür. Sie will Malerin werden, will malen, nichts sonst. Eigensinnig will sie sich aber auch nichts vorschreiben lassen, nicht von ihren Eltern, nicht von ihrem Ehemann, nicht von ihren späteren Lebensgefährten oder Freunden. Das führt immer wieder zu Konflikten, die sie stets austrägt, ohne klein beizugeben, außer in den, zugegeben seltenen, Fällen, in denen sie an die politischen Grenzen der Verhältnisse stößt. Politisch lenkt sie dort ein, wo sie weiß, dass sie nur gegen Mauern anrennen würde. Denn sie will keineswegs zur Märtyrerin werden.

Mit diesem Roman kehrt Hein, kaum bemerkbar, noch einmal in die DDR zurück. Weil er immer bei seiner Figur bleibt, gelingt es ihm, ebenso unmerklich, uns einige ungeliebte Wahrheiten nahe zu bringen. Wie einst, zu DDR-Zeiten, zwischen den Zeilen. Das „weiße Bild“, an dem Paula lange und sehr intensiv gearbeitet hatte, beschreibt das eigentliche Energiezentrum ihres Werkes und ihres Lebens. Es wird zum Leitmotiv des Romans.

Paulas Verhalten erscheint – uns heute – als unpolitisch. Das war zu Zeiten des seligen Arbeiter- und Bauernstaates die übliche Haltung, der Rückzug ins Private, der aber, in jedem Augenblick, politisch bewertet und gegen den Betroffenen gewendet werden konnte.

Was hierzulande & heutzutage kaum noch jemand verstehen kann (und will), den selbstverständlichen Zwang zur Anpassung, der von den Verhältnissen ausging und wie das Wetter, zur Not maulend, wahr-, aber notgedrungen auch hingegenommen wurde, das wird uns an dieser Malerin vorgeführt.

Hein konnte im Westen schon immer auf viele Leser und Freunde rechnen. Nach der Wende wandten sich allerdings bemerkenswert viele Kritiker von ihm ab. Seine Standhaftigkeit und sein Eigensinn, von dem sich einiges in der Figur von Paula Trousseau wiederfindet, wurden ihm, manchmal schwer, verübelt. Man attestiert ihm gerne einen biederen psychologischen Realismus, der sich in spröder Sprache präsentiert.

Auch „Frau Paula Trousseau“ traf allenfalls auf geteilte Zustimmung. Dabei ist das Leben dieser Frau psychologisch schlüssig erzählt. Paula scheitert an ihrem Leben, wie sie an den Verhältnissen scheitert. Es gelingt ihr nicht, ihre Entwicklung als Frau (in der DDR!) und ihre Entwicklung als Künstlerin (in der DDR!) zu verknüpfen, gar zu versöhnen. Das weiße Bild, das ihr gelungen ist, wird zum Symbol des Scheiterns. Es wurde ein (fast) abstraktes Bild. Ihr zeitweiliger Lebensgefährte, einer ihrer Professoren, begriff es als Kampfansage. In der DDR wurden Bilder dieser Art schnell zum Politikum. Die Professoren an der Kunsthochschule waren durch solche Bilder in Schwierigkeiten zu bringen – von heute aus betrachtet schwer vorstellbar. Doch muss man nur darin erinnern, dass in den fünfziger und sechziger Jahren der amerikanische Geheimdienst abstrakte Kunst finanzierte, mit der erklärten politischen Absicht, sie im Kalten Krieg als Waffe gegen den Ostblock einzusetzen. Hein beleuchtet hier nur, von der anderen Seite her, noch einmal die Angst des totalitären Regimes vor dem, was sich seinem Zugriff – und sei es dem begrifflichen – entzog.

Dieses weiße Bild von Paula Trousseau strahlt aus. Es beleuchtet ihr Leben. Es bewertet ihr künstlerisches Werk. Es geht kompromisslos aufs Ganze. Das, was es zeigt, ist nämlich dem Nichts, dem bloßen Weiß, in langer Arbeit abgerungen. Paula hat dieses Bild gegen den gespürten Widerstand gemalt. Sie selbst hat es auch eindrucksvoll beschrieben. Sie hat aber nie dafür gekämpft. Ihr Lebensentwurf ist gescheitert. Sie zieht die Konsequenzen.

7

Hein steht, das zeigt sich jetzt, da eine Diskussion darüber zu beginnen scheint, in der Tradition einer Literatur, die sich ihrer gesellschaftlichen,

politischen, ja sogar auch moralischen Verpflichtungen bewusst ist. Die Gruppe 47 stand einst dafür ein.

Heins Romane, gemäßigt modern, verzichten auf größere Experimente und bestehen dafür auf Moral und Verantwortung der Literatur. Das Scheitern der Menschen, die er beschreibt, ist immer auch den Verhältnissen, in denen sie leben, anzulasten. Früher in der DDR, heute im vereinigten Deutschland. Neustes Beispiel: „Weiskerns Nachlass“ (2011).

Der Held dieses Romans, Rüdiger Stolzenburg, knapp sechzig, Dozent mit halber Stelle, auf der ganzen Linie gescheitert, sieht seine Zukunft hinter sich. Er war einst ein beliebter Hochschullehrer, interessiert, engagiert. Doch sein Ehrgeiz ist erloschen. Er hat sich aufgegeben. Doch auch er malt gleichsam an einem weißen Bild. Es ist das Projekt einer kritischen Gesamtausgabe von Friedrich Wilhelm Weiskern, einer eher unbekannteren Gestalt des 18. Jahrhunderts, Mitverfasser eines Librettos für Mozart. Stolzenburg sucht, erfolglos, Unterstützung. Der Geisteswissenschaftler verdient weniger als ein Finanzberater, klar, aber auch dessen Putzfrau verdient mehr als er. Sein Leben stagniert, bis plötzlich Bewegung aufkommt. Eine Steuernachzahlung wird gefordert. Ein Betrüger bietet gefälschte Briefe Weiskerns an. Junge Mädchen, Kinder noch, schlagen den armen Mann mit einer Stahlkette zusammen. Bestechungsversuche, Studentinnen bieten sich, ein Student bietet Geld an. Die eigene Tochter will Geld. Und mit den Beziehungen klappt es auch nicht so recht. Das heißt, um die weit ausgreifende Handlung zusammenzufassen: Hein hat sich ersichtlich angestrengt, viele der Fehlentwicklungen unserer Gesellschaft in einem Roman zu versammeln.

8

Für Hein hat Literatur noch immer etwas mit der Kritik der Verhältnisse zu tun, in denen wir leben, und damit mit auch Moral. Da kommt man in Zeiten, in denen die Konservativen vom Schlage Martin Mosebach in einem semantischen Machtkampf um die Diskurshegemonie ringen, leicht in Verschluss. Mosebachs Versuch (FAZ v. 21. September 2011), die literarischen Mess-Diener der fünfziger Jahre zu reanimieren,

um dafür die Größen der bundesdeutschen Literatur, die bekannten Autoren der Gruppe 47 – Böll, Grass, Walser – klein zu schreiben, bewegt sich genau auf dieser Frontlinie. Es gehört ja heutzutage schon zum guten Ton, über Heinrich Böll die Nase zu rümpfen. Dabei darf man sicher einmal darüber nachdenken, was es eigentlich bedeutet, wenn ein Begriff wie „Gutmensch“ als Schimpfwort verwendet wird. Und man sollte bedenken, dass die Autoren der Gruppe 47 aus dem Faschismus nicht nur ästhetische Konsequenzen gezogen haben, sondern auch politische – die sie dann, zugegeben, gemäßigt modern, ästhetisch umgesetzt haben.

Jetzt arbeiten die bigotten neuen Gottesdiener unserer Republik daran, diese Bewertung pauschal zu revidieren, ohne den historischen Kontext überhaupt noch zu berücksichtigen. Dieser Geschichtslosigkeit unserer Literaturkritik, die Thomas Steinfeld kürzlich an der Rezeption von Sibylle Lewitscharoffs Roman „Blumenberg“ aufgefallen war, entgeht eine wesentliche Voraussetzung der Literatur: ihre historische Wurzel. Mosebachs Behauptung, es sei Karlheinz Deschner, dem Verfasser der voluminösen „Kriminalgeschichte des Christentums“, gelungen, die bedeutenden Autoren der Vorkriegszeit, „etwa Bergengrün, Canossa, Bindung, höchst wirkungsvoll“ anzugreifen und „sie aus der allgemeinen Wahrnehmung verschwinden“ zu lassen, verweist hingegen auf ein fragwürdiges Geschichtsverständnis. Man muss Deschners Kritik an der Kirche und den kirchentreuen Autoren der ersten Nachkriegsjahre nicht bagatellisieren. Die Marginalisierung solcher Literatur verdankt sich aber weniger der Polemik gegen sie, als vielmehr einer wachsenden Einsicht in der deutschen Öffentlichkeit. Die Autoren der Gruppe 47 versuchten, daraus die entsprechenden Konsequenzen zu ziehen. Sie bezogen sich auf andere, bessere Traditionen, übrigens ohne sich dabei immer (Celan, Emigranten) mit Ruhm zu bekleckern. Die Bergengrüns hingegen blieben weiter in der Deckung. Ihre ganze Hilflosigkeit wurde immer offensichtlicher. Im Dritten Reich hatten sie sich in der inneren Emigration versteckt. Die frömmelnde Innerlichkeit blieb ihnen der Garant ihres guten Gewissens. Die jungen, aufkommenden Autoren wie Walser und Enzensberger hatten dafür allenfalls noch Verachtung übrig.

Mosebach, von der ZEIT gefragt, was er, gesetzt den Fall, er hätte die Gelegenheit dazu, den Papst bei seinem Deutschland-Besuch fragen würde, sagte wörtlich: „Heiliger Vater, warum reisen Sie in ein Land, in dem sie erwartet werden von illoyalen Bischöfen, nationalkirchlich-schismatischen Theologen, von Katholiken, die ihre Religion nicht mehr kennen, einer zutiefst verständnislosen Medienöffentlichkeit und von ungezogenen Politikern?“.

Das Bewusstsein, von dem diese Äußerung sehr beherzt kündigt, versucht Mosebach nun zu allem Überfluss auch noch seinen gegenwärtigen Kollegen unterzujubeln. Es genügen ihm nicht die Erinnerungsspuren einer zu Recht vergessenen Literatur, auch „Andreas Maier, Felicitas Hoppe, Thomas Hettche, Thomas Meinecke, Ralf Rothmann, Burkhardt Spinnen“ sollen jetzt in die Kirchenbänke gezwungen werden. Dazu, direkt unter der Kanzel, Sibylle Lewitscharoff, Botho Strauß und Peter Handke. Mosebach räumt allerdings ein, dass alle diese Autoren, anders als „die christlichen Schriftsteller der Nachkriegszeit“, nicht so „etwas wie den ‚katholischen Roman‘“ anstrebten, sondern nur „einen selbstverständlichen Lebenshintergrund“ darstellen wollten. Das ist Wunschdenken. Die Beschreibung der Leerstelle, die uns die Aufklärung mit der Säkularisierung religiöser Gehalte hinterlassen hat (siehe: Habermas' Friedenspreisrede), führt gerade nicht zu einem neuen Glauben, sondern zur Fortdauer von Ratlosigkeit.

Christoph Hein, der selbst aus einem protestantischen Pfarrhaus stammt, ist davon nicht ausgenommen. Theologische Fragestellungen sind ihm keineswegs fremd. Hinter die Aufklärung geht er deshalb nicht zurück. Die Leerstelle, die zurückgeblieben ist, versucht er, im Bewusstsein der Unmöglichkeit, durch Kunst zu füllen.

Paula Trousseaus weißes Bild wurde ihm zum Sinnbild solcher Anstrengung. Die DDR blieb ihm, wie Volker Braun geschrieben hatte, ein falsches Versprechen: „Was ich niemals besaß. / wird mir entrissen. / Was ich nicht lebte, werd ich ewig missen.“

In Heins Werk ist unsere Geschichte aufbewahrt, die deutsch/deutsche Geschichte. Wenn wir wissen wollen, wo wir herkommen, um zu erfahren, wo wir hingehen, sind wir bei ihm gut aufgehoben.

Natürlich – ich erinnere an Dantos „offene Zukunft“, der eine ebenso offene Vergangenheit entspricht – lässt sich der sogenannte real existierende Sozialismus nicht mehr ohne sein Scheitern denken. Dabei dürfen wir aber nicht vergessen, dass es Zeiten gab, in denen das Scheitern noch nicht einmal denkbar schien. Auch davon erzählt Christoph Hein. Und diese Geschichten sind heute so zu lesen, wie das Bild Stalins von Komar und Melamid heute zu sehen ist, im Bewusstsein der historischen Veränderungen.

9

„Ein Mann, der Herrn K. lange nicht gesehen hatte, begrüßte ihn mit den Worten: ‚Sie haben sich gar nicht verändert.‘ ‚Oh‘, sagte Herr K. und erleichte.“ Das war Brechts „Wiedersehen“.

Was passiert nun, wenn der Mann, der Herrn H. lange nicht gesehen hatte, ihn jetzt wieder trifft? Er wird ihn sofort wiedererkennen und spontan ausrufen, Mensch Christoph, Du hast Dich aber verändert. Und Herr H. wird ihm entgegen, ohne zu erleichen, es geht den Menschen wie den Leuten.

Dank

Christoph Hein

Gerty-Spies-Preisträger 2011



Eine Parkbank im Sommer, in einem sonnendurchtränkten Herbst, mitten im prächtigen Garten der Großstadt. Die Bank ist – im Unterschied zu den benachbarten Sitzbänken – leer und zeigt sich einladend dem Parkgänger. Die Sitzfläche wirkt sauber, die Holzplatten sind von der Sonne gewärmt.

Nur wenige Schritte noch und man steht vor ihr, könnte sich hinsetzen, könnte ausruhen.

Aber wie setzt man sich auf eine öffentliche Parkbank? Kann man sich einfach und ohne jemanden um Erlaubnis zu bitten darauf niederlassen? Ist es überhaupt erlaubt, sich zu setzen, oder überschreitet man damit die Grenzen des Schicklichen? Ist es von der Parkordnung vorgesehen oder ein Verstoß gegen die öffentliche Ordnung der Stadt? Ist es gar eine vom Ordnungsamt und ihren uniformierten Beamten zu ahndende Missetat? Mit einer Strafe bewehrt, vielleicht gar mit einer schweren Strafe, einer Leibesstrafe?

Unwägbarkeiten angesichts einer Parkbank, die zu panischer Furcht, zu einem absurden Entsetzen führen können.

Deutsche Literaturpreise tragen häufig die Namen deutscher Schriftsteller. Der Geehrte mag, wenn er von der Auszeichnung hört, sein Verhältnis zum Namensgeber überprüfen, dessen Ästhetik und Weltsicht mit der eigenen ins Verhältnis setzen oder sich von ihm und ihnen absetzen, seine völlig andere Haltung bekunden.

Es gibt aber auch Preise in unserem Land, die einen Namen tragen, die den zu Ehrenden in eine unsägliche, unaufhebbare Verwirrung stürzen.

Der Geschwister-Scholl-Preis beispielsweise. Der mit diesem Preis und damit mit diesem Namen Geehrte hat zu bedenken, dass er als Preisträger mit Personen in ein Verhältnis kommt, die für die Deutschen und für die Welt ein überragendes Beispiel unerschrockensten Widerstands bedeuten.

Ein Beispiel, vor dem alles und jeder versagt. Versagen muss, denn wer hat sich schon derart überprüfen können, weiß gewiss, wozu er notfalls fähig und bereit ist. Wir haben heute diese Not nicht in Deutschland, wir wissen daher nichts oder wenig um unsere Kraft, um unser Rückgrat, unsere Bereitschaft zu Solidarität und extremer Mitmenschlichkeit.

Und wer mit dem rheinland-pfälzischen Literaturpreis ausgezeichnet wird, der den Namen von Gerty Spies trägt, wird an den vermutlich fatalsten, schwierigsten, unglaublichsten Teil der deutschen Geschichte erinnert und muss sich ungefragt selbst befragen, wie er in jener Zeit gehandelt, wie er sich verhalten hätte.

Das Dritte Reich und der Massenmord, der Völkermord, der Holocaust, sie finden kein Ende, werden uns bezeichnen und zeichnen noch für Jahrhunderte. Der Name der Deutschen und Deutschlands ist untrennbar mit einem Luther, einem Bach, einem Kant, einem Goethe, einem Brecht verbunden, aber auch mit Auschwitz, und keine nachfolgende Generation, sie mag es leugnen und sich dagegen wehren wie sie will, wird dieses Erbe ausschlagen können. Noch in Jahrhunderten werden für die gesamte Welt auf deutschem Boden die Nachfahren großer Musiker und Schriftsteller und Denker leben und dafür beneidet und geschätzt werden, aber auch die Urenkel der Täter von Auschwitz.

In der Geschichte der Menschheit gab es wiederholt Massenmord und auch die Ausrottung ganzer Völker, doch erst die Deutschen haben diesen Mord perfektioniert, die Todesmaschine technisch und logistisch vollendet. Und so wurden wir für die Welt das Volk der Täter, so wie die Juden symbolisch für das Volk der Opfer stehen. Und nichts, kein Regen und keine Wiedergutmachung und keine sonstige noch so hochherzige Leistung wird uns und alle unsere Nachfahren davon frei

sprechen können. Deutschland erlebte einen Kulturbruch, unvorstellbar bei einer so bewunderten und hoch geschätzten Kulturnation, die wir einmal für die gesamte Welt waren.

Gerty Spies blieb nach der Befreiung aus Theresienstadt in Deutschland und lebte bis zu ihrem Tod in München. Sie starb dort hochbetagt, sie wurde hundert Jahre und neun Monate alt. Immer wieder wurde sie befragt, warum sie in Deutschland blieb und sie reagierte ärgerlich, verwies darauf, dass auch andere von den Nazis Verfolgte nach dem Krieg ihr Geburtsland nicht verließen. Ich denke, sie war über diese Nachfrage besonders verärgert, da vermutlich auch ihre Verwandtschaft, die mittlerweile irgendwo lebte, keinesfalls jedoch in Deutschland, sie danach eindringlich und verständnislos befragte.

Meine verstorbene Frau Christiane war Jüdin, nach der damals üblichen Terminologie, eine Halbjüdin. Den nicht eben jüdischen Vornamen Christiane gaben ihr die Eltern angeblich aus Verehrung für Goethe, aber weder meine Frau noch ich haben dieser Erklärung der Mutter recht glauben können. Vermutlich wollte man vielmehr mit diesem Namen das Kleinkind schützen, es davor bewahren, dass es das damals übliche Brandzeichen „Sara“ erhält. Vor dieser Kennzeichnung „Sara“ konnte die kleine Christiane nicht geschützt werden, aber glückliche Umstände bewirkten, dass sie nicht wie ihr Vater umgebracht wurde. Die Verwandtschaft jedoch war nach dem Krieg hell empört, dass die Mutter mit dem kleinen Mädchen in Deutschland blieb und nicht auswanderte, nach Israel ging oder wenigstens nach England. Die Großmutter verlangte von der ausreisunwilligen Mutter, ihr das Kind, das einzige Kind ihres umgebrachten Sohnes, herauszugeben. Sie wollte das kleine Mädchen in Sicherheit bringen, denn sie misstraute dem deutschen Anti-Antisemitismus, dem unter den Besatzungsmächten aufblühenden oder erzwungenen Philosemitismus, sie misstraute den Deutschen, ihren früheren Landsleuten. Auch ich wurde noch zwei Jahrzehnte später in diese unaufhörliche Diskussion einbezogen, und daher glaube ich zu ahnen, warum Gerty Spies auf diese Frage so heftig reagierte. Es muss sehr schwer sein für eine alte Jüdin, die Theresienstadt überstanden, überlebt hat, sich im Englischen Garten auf

eine Parkbank zu setzen. Auf eine Bank, die noch wenige Jahre zuvor für einen jüdischen Bürger als Sitzgelegenheit streng verboten war. Die Bank war nach dem Krieg vielleicht noch immer die gleiche, die Spaziergänger waren auf jeden Fall dieselben. Es waren Mitbürger, die kurz zuvor noch eine solche Missetat zur Anzeige gebracht hätten. Der Parkwächter half nun möglicherweise der alten Jüdin beim Aufstehen, so wie er wenige Jahre früher bei ihrem Anblick die Schutzpolizei gerufen hätte. Nun half er ihr möglicherweise, aber am Abend – auch das ist eine Möglichkeit und Gerty Spies erlebte sie immer wieder als Realität – am Abend griff er vielleicht nach dem Telefonhörer, um bei der alten Jüdin eine anonyme Schmäherei loszuwerden.

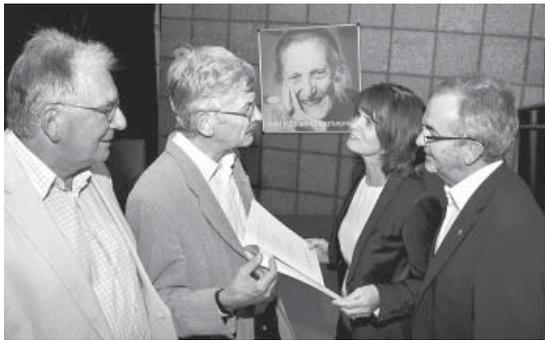
Es muss für die alte Jüdin Gerty Spies schwer gewesen sein, unsagbar schwer, in diesem Nachkriegsdeutschland zu leben, in dem die alten Lehrer wiederum die Jugend unterrichteten, in dem jene Männer der Wirtschaft weiterhin Geschäfte machten, deren Konzerne ein paar Jahre zuvor ein betriebseigenes KZ besessen hatten. In dem Richter und Staatsanwälte ihre Karrieren mühelos fortsetzen konnten, so wie die Journalisten des Dritten Reiches, die Diplomaten, die Euthanasieärzte, die Polizeioffiziere und lokalen Politiker, all die Räder und Rädchen der perfekten Todesmaschine. Wo der Sicherheitsdienst des Staates, der Geheimdienst, direkt und vollständig aus dem zusammengebrochenen, verbrecherischen Regime übernommen wurde. Sie wurden übernommen und gebraucht, denn es waren Fachleute, ausgewiesene Spezialisten ihres Bereiches, unübertreffliche Kapazitäten, wiederholt erprobte und bewährte Experten.

Es muss schwer für sie gewesen sein, dass fast alle, die die entsetzlichen Verbrechen begünstigt und zu verantworten hatten, die den Ungeist herangezogen und den Mord und die Verbrechen geplant und ausgeführt hatten, wieder in den gewohnten Ämtern waren und das neue Leben prägten, dass die Nazi-Eliten straflos blieben und unverändert die veränderte Gesellschaft beherrschten und ihren Geist fortpflanzen konnten, da sie den Nachwuchs ausbildeten, anleiteten, auswählten und bestimmten.

Bei all dem könnte man wahnsinnig werden und den Verstand verlieren. Oder man lässt sich wie Gerty Spies gelassen auf der wiedergewonnenen und nun erlaubten Parkbank nieder, grüßt freundlich die Nachbarn rechts und links und macht sich fernerhin keinerlei Illusionen.

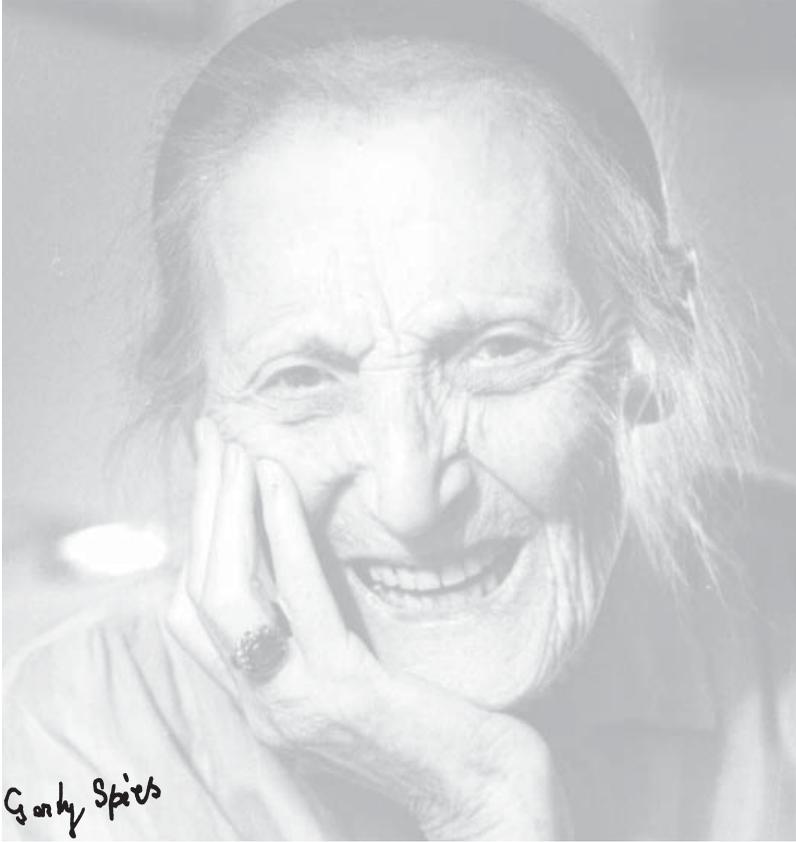
Impressionen







Gerty Spies * 13.01.1897 † 10.10.1997



Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz

Am Kronberger Hof 6 ▪ 55116 Mainz
Tel.: 0 61 31 - 16 29 70 ▪ Fax: 0 61 31 - 16 29 80
E-Mail: lpb.zentrale@politische-bildung-rlp.de
Homepage: www.politische-bildung-rlp.de

